

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 187. Bromberg, den 15. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Vorschke.

19. Fortsetzung.

Wieder fühlte ich mich verleitet, dem liebenswürdigen Polizeipräsidenten gegenüber offen zu sein, doch ich sah ein, daß ich dadurch jede Chance aufgegeben hätte, das Rätsel zu lösen, das die Gesundheit und das Leben jenes Mädchens betraf, in das ich mich so innig verliebt hatte.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, bemerkte ich so nebenbei: „Wie ich hörte, hält sich der bekannte englische Finanzmann De Gex im Hotel Ritz auf?"

„Jawohl", erwiderte er. „Er ist wegen eines beabsichtigten Eisenbahnbaues in Estremadura hier — es handelt sich um eine Linie zwischen Toledo und Merida — und hält sich unter einem angenommenen Namen hier auf. Diese Linie wäre sehr notwendig, man spricht schon seit Jahren von ihr."

„So?" sagte ich, scheinbar ohne viel Interesse.

„Ich muß sagen, ich möchte gar nicht so reich sein, wie De Gex", fuhr Senor Andrade fort. „Sowie er aus Paris hier ankam, bekam ich von der Regierung den Auftrag, ihn bewachen zu lassen, weil er sich anscheinend vor einem Anschlag gegen ihn fürchtet."

„Wer soll diesen Anschlag planen?" fragte ich gespannt.

„Meine Information ist etwas ungenau", antwortete der Polizeipräsident und nahm dabei einen Bogen Papier, der auf seinem Schreibtisch lag, zur Hand. „Er hat sich an das Ministerium um Schutz gewendet und ersucht um tägliche Berichterstattung über jedermann, der ihn beobachten könnte. Nun wohnt im Palace Hotel ein junger Engländer, der sich für De Gex zu interessieren scheint — wir lassen ihn auch überwachen."

Es verschlug mir die Rede — das war eine unerwartete Enthüllung! Unsere Lage wurde mit jedem Tage verwickelter.

„Ein so bekannter Mann wie De Gex, der nicht nur wegen seines ungeheuren Reichtums, sondern auch wegen seiner wohltätigen Gesinnung berühmt ist, kann doch keine Feinde haben?" bemerkte ich.

„Jeder Mensch hat Feinde, mein lieber Monsieur", gab der Beamte zurück. „Als Senor De Gex vor einem Jahre hier war, stellte er das gleiche Begehren; es handelte sich damals um die Gründung einer neuen Bank, die von einer Gruppe englischer und holländischer Finanzleute garantiert wurde."

Er schwieg und fuhr dann fort:

„De Gex scheint sehr nervös zu sein. Bekannte Fremde, die nach Madrid kommen, ersuchen oft um Bewachung, obwohl es gar nicht notwendig wäre, und ich muß zugeben, daß mein Beamtenapparat dadurch sehr in Anspruch genommen wird."

„Das kann ich mir denken", stimmte ich zu. „Wird Herr De Gex streng bewacht?"

„Gewiß, ebenso auch sein Vertreter, Monsieur Suzor."

„War letzterer schon früher einmal hier in Madrid?"

„Ja, vor zwei Jahren, als De Gex mit dem Grafen Chamartin zu tun hatte, dem Direktor der Miramare-Schiffahrtsgesellschaft in Barcelona. Er soll damals dem Grafen das gesamte Schiffsmaterial abgekauft haben."

„War der Graf Chamartin reich?"

„Gewiß, er war zweifellos Millionär. Er soll aber kurz vor seinem Tode einen Streit mit seiner Gemahlin gehabt haben — warum, weiß niemand. Sie lebt jetzt in Segovia, ihr Haus hier in der Stadt ist kürzlich verkauft worden."

Wie gern hätte ich dem Präsidenten meine Geschichte erzählt. Doch er hätte mir nicht geglaubt und mich höchstens für einen Narren gehalten, deshalb schwieg ich lieber. Ich fragte ihn daher lieber weiter bezüglich De Gex und dessen Freund Suzor aus.

„Monsieur Suzor ist schon früher hier in Madrid gewesen", erklärte der Polizeipräsident, „er ist der Vertreter von De Gex. Während des Krieges verschaffte er unserer Regierung eine große Anleihe. Man sagt, daß er das Kabinett vollkommen in der Hand hat, obgleich der König gegen die ganze Transaktion war. Im großen und ganzen ist De Gex ein wahrer Freund Spaniens, obwohl er, wie alle Finanzleute, hohe Prozente für seine Anleihen nimmt."

„Das denke ich mir", stimmte ich lachend zu. „Reiche Leute sind selten Philanthropen, die findet man viel eher unter rden Armen. Alle Finanzgrößen, zu denen auch De Gex gehört, mästen sich durch den Ruin der ehrlichen Menschen."

„Bei Senor De Gex ist das, glaube ich, kaum der Fall. Doch Sie sind ja Engländer und wissen jedenfalls mehr über seine Laufbahn."

„In England weiß man eigentlich nur von ihm, daß er ungeheuer reich ist und daß sein Reichtum täglich wächst."

„Für unser Finanzministerium bedeutet er eine große Stütze", erklärte der Polizeipräsident. „Es war Graf Chamartin, wie ich glaube, der in ihm das Interesse für Spanien wachrief. Sie finanzierten zusammen eine Anzahl von Industrieunternehmungen, darunter die Kupferminen von Gradajoz, die jedem von ihnen ein Vermögen eingetragen haben müssen."

„Der Graf ist tot, sagten Sie?" warf ich ein.

„Ja, er starb ganz plötzlich im vergangenen Jahre, sein rascher Tod rief großes Aufsehen hervor. Er erkrankte im Expreßzuge auf der Fahrt von Madrid nach Paris, wohin ihn eine Zusammenkunft mit De Gex rief und obwohl man ihn in San Sebastian auswaggonierte und ins Spital schaffte, starb er dort wenige Augenblicke nach seiner Einlieferung. Er litt an einem Herzleiden und hatte erst einen Monat vorher zwei Ärzte konsultiert. Diese hatten ihm vollkommene Ruhe verordnet, doch er setzte gegen ihren Rat seine Geschäfte fort, und so fand er ein tragisches Ende."

„Und die Gräfin?"

„Die arme Gräfin war außer sich vor Schmerz. Sie war seine zweite Gemahlin, die erste war die Tochter eines Engländers gewesen, der in Madrid lebte. Die jetzige Witwe lebt ganz abgeschlossen in Segovia. Der frühzeitige

Tod des Grafen bedeutete für Spanien einen schweren Verlust."

Wieder lag es mir auf der Zunge, meinen Verdacht gegen den bekannten Finanzmann zu äußern, doch ich hielt mich zurück, denn ich sah, daß der Polizeipräsident De Gex als Freund und Wohltäter seines Vaterlandes sehr hoch schätzte.

Ich sprach nun von der Möglichkeit, daß Despujol verhaftet werden könnte. War er einmal in Haft, so konnte er vielleicht De Gex als denjenigen verraten, der ihn dafür bezahlt hatte, daß er die vergifteten Nägel in mein Zimmer legte. Dann würde man auch meinen Angaben glauben.

Der Polizeipräsident jedoch schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Ich fürchte, er hat sich bereits in ein sicheres Versteck geflüchtet — zweifellos irgendwo hoch oben im Gebirge", sagte er. „Es gehörte wirklich Mut dazu, nach Madrid zu kommen und sich in Ihrem Hotel aufzuhalten, wo er doch weiß, daß er überall gesucht wird und daß auf seine Verhaftung eine Belohnung von 10 000 Pesetas ausgesetzt ist."

„Vielleicht verrät ihn jemand", meinte ich lächelnd.

„Wir hoffen es. Einer seiner Freunde oder Freundinnen wird ihn verraten und wird sich eines Tages bei uns die Prämie holen. Dann erst werden wir die Wahrheit über diesen seltsamen Anschlag gegen Ihr Leben erfahren. Ein Raub kann nicht beabsichtigt gewesen sein, da Sie ja außer Ihrer Uhr keine Wertsachen bei sich hatten. Hätte man ihn in De Gex' Zimmer im Hotel Ritz gefunden, so wäre die Sache begreiflicher."

Als ich mich vom Polizeipräsidenten empfohlen hatte, suchte ich Hambledon im Zimmer seines Hotels auf und erzählte ihm dort alles, was ich erfahren hatte.

„Hm", brummte er, „sehr schlau von De Gex, sich von der Polizei bewachen zu lassen! Wenn ich nicht vorsichtig bin, werde ich noch verhaftet werden, weil ich mich in verdächtiger Weise in der Nähe des großen Finanzmannes herumgetrieben habe!"

„Unsere Tätigkeit scheint demnach zu Ende zu sein, glaubst du nicht?"

„Er weiß nun, daß wir ihn beobachten", sagte Hambledon. „Wie schade, daß wir der Polizei nicht alles sagen können, was wir wissen."

„Man würde uns nicht glauben, wo es sich doch um einen solchen Freund Spaniens handelt. Geld bringt Ansehen, merke dir das — niemand weiß das besser als De Gex."

Hambledon stand am Fenster und sah nachdenklich auf die Puerta del Sol hinunter, auf der ein reges Leben herrschte.

„Jetzt, wo die beiden unsere Absichten kennen, hat es wohl keinen Sinn mehr, länger hier in Madrid zu bleiben", bemerkte ich.

„Du willst also deine Nachforschungen aufgeben?"

„Unter gar keinen Umständen", erwiderte ich rasch, „ich will auf alle Fälle das Geheimnis aufklären. Was wir hier in Spanien erfahren haben, setzt den Fall in ein ganz anderes Licht und kann uns in der nächsten Zukunft von größtem Vorteile sein. Wir dürfen daher nicht verzweifeln. Fassen wir frischen Mut und setzen wir unser Werk fort — um der armen Gabriele Tennison willen. Wenn wir ebenso ruhig und unauffällig vorgehen wie unser Gegner, dann wird auch der Erfolg nicht ausbleiben."

Neunzehntes Kapitel.

Auf Despujols Spur.

Da ich mich entschlossen hatte, in Madrid zu bleiben, hielt ich es für ratsam, mir einen Privatdetektiv zu nehmen, um De Gex und Suzor, die noch immer im Hotel Ritz wohnten, weiter zu beobachten.

Dieser Mann war ein früherer Detektiv der Polizei von Sevilla, namens Pardo, der bald die Person des Geheimagenten festgestellt hatte, der im Auftrage der Polizei De Gex zu bewachen hatte.

Ich zog Pardo in mein Vertrauen und teilte ihm mit, daß es mein Wunsch sei, den Franzosen Suzor vertraulich zu überwachen, ohne daß der Detektiv, der De Gex bewachte, davon erführe.

Insbesondere möchte ich die Adressen aller Telegramme in Erfahrung bringen, die Suzor absendet. Möglicherweise wird er nach Italien depeschieren. „Bitte, stellen Sie den Empfänger fest, sowie den Inhalt der Depesche."

Ich vermutete nämlich, daß sich De Gex jetzt mit Moroni ins Einvernehmen setzen könnte, wo der Anschlag Despujols mißglückt war.

„Ich werde achtgeben, Senor", erwiderte der Spanier. „Falls Senor Suzor ein Telegramm abschickt, werde ich mir eine Kopie davon verschaffen, denn man kennt mich gut im Telegraphenbureau. Senor Suzor scheint hier in Madrid große Geschäfte anzubahnen — wie ich höre, handelt es sich um eine neue Eisenbahnlinie."

„Ja, ich weiß es. Finden Sie nur heraus, wer Herrn De Gex besucht, und ob er oder Suzor Telegramme abschickt."

Als ich zwei Tage darauf spät abends in mein Hotel zurückkehrte, wartete Pardo schon auf mich. Nachdem ich ihn auf mein Zimmer geführt und die Tür versperrt hatte, zog er ein Blatt Papier aus der Tasche und sagte:

„Senor Suzor gab heute um halb neun Uhr abends ein Telegramm auf — hier ist die Abschrift davon."

Die Botschaft, die er mir reichte, war mit Bleistift hingekritzelt und lautete:

„Herrn Charles Rabel,

Rue de Lalande 163, Montauban.

Dringende Aussprache nötig. Erwartet mich zuversichtlich nächsten Montag mittags im Hotel Luxemburg.

Nimes. — O."

Der Anfangsbuchstabe „O" bedeutete Oswald — Oswald De Gex! Er hatte also die Absicht, Madrid zu verlassen!

Ich dankte Pardo, worauf dieser erklärte:

„Senor Suzor gab das Telegramm nicht auf der Hauptpost in der Calle del Correo auf, sondern auf einem kleinen Postamt auf der Plaza del Progreso. Jedenfalls wollte er es im geheimen absenden."

„Warum bloß?" fragte ich.

Der Spanier zuckte die Achseln.

Die Adresse sagte mir zwar nichts, doch die Depesche selbst bewies, daß De Gex die Absicht hatte, aus Spanien abzureisen.

Nachdem Pardo sich entfernt hatte, dachte ich lange über den Vorfall nach. Es war auffällig, daß Suzor in ein entferntes Postamt gegangen war, um die Depesche aufzugeben — anscheinend hatte er befürchtet, auf der Hauptpost erkannt zu werden. Ein seltsamer, unbestimmter Verdacht war in mir erwacht und wurde so stark, daß ich noch um elf Uhr nachts zur Polizeidirektion ging und dort nach Senor Andrade fragte.

Zum Glück war er in seinem Bureau aufgehalten worden; man führte mich sofort zu ihm.

Er schien überrascht, mich zu sehen, doch er war sofort gespannt, als ich sagte:

„Ich habe einen bestimmten Verdacht, Näheres über Despujol erfahren zu haben."

„Wirklich?" rief er erregt aus. „Wieso?"

„Jemand, den ich im Verdacht habe, mit ihm in Verbindung zu stehen, schickte heute ein dringendes Telegramm an einen gewissen Charles Rabel in Montauban in Frankreich und vereinbarte eine Zusammenkunft im Hotel Luxembourg in Nimes für den nächsten Montag."

„Wer ist dieser Freund?" fragte der Polizeipräsident rasch.

„Die Frage kann ich leider nicht beantworten, Senor Andrade. Das Ganze ist ja nur eine Vermutung."

Der Präsident blickte mich scharf an.

„Sie wissen also Näheres über den Mann, der diesen teuflischen Anschlag gegen Ihr Leben verübte!" bemerkte er. „Und Sie vermuten, daß dieser Charles Rabel in Montauban der Flüchtling ist, nicht?"

„So ist es", erwiderte ich.

Er bat mich nochmals um die Adresse, die er sich aufschrieb. Dann sagte er:

„Ich für meine Person bin der Ansicht, daß Ihr Verdacht unbegründet ist, Senor Garfield. Wenn man Despujol überhaupt jemals findet, dann irgendwo oben im Norden, in den Bergen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kopf im Rahmen.

Skizze von Alfred Semerau.

Schloß Hardegg, in einem schönen Bergtal Frankens, war durch seine Galerie berühmt. Der Kastellan, ein großer alter Mann, führte, auf einem Bein hinkend, ernst-höflich die Besucher. Die Galerie bestand nur aus Familienbildern. Unter den Porträts fesselte eins besonders, nicht nur wegen seiner meisterhaften Durchführung und der auffallenden Schönheit der Dargestellten, sondern auch weil das Bild unvollendet war. Hals, Brust, Kleidung hatte der Künstler kaum angedeutet. Der Kopf, dem Beschauer voll zugewandt, schwebte wie vom Körper gelöst in breitem Goldrahmen. Der Kastellan, darum befragt, nannte immer nur den Namen der Dargestellten: Gräfin Etta Hardegg.

Eines Sommertags kam der junge Kunstgelehrte Hutt in die Galerie und wurde schon beim ersten Rundgang durch dies Bild gefesselt. Er suchte vergebens die Signatur des Malers, wandte sich an den Kastellan. Der nannte nur den Namen der Dargestellten, worauf Hutt, im Glauben, mehr wisse jener nicht, sich wieder dem schönen, von langen, dunklen Locken umflossenen Mädchengesicht zukehrte, in dessen schwarzen Augen es wie Goldkörner funkelte und dessen schmale rote Lippen rätselhaft lächelten. Hutt blieb tags bei der Arbeit und nahm dankend die Einladung des Kastellans zum Abendbrot an. Während der unverheiratete Herr noch seine Aufträge gab, spazierte Hutt durch die geschmackvollen Räume, verwundert, Schnitzereien, Stiche, Bilder hier zu finden, und hielt plötzlich verblüfft vor einem Pastell, das ganz dem Galeriebild Etta Hardeggs glich, aber bis ins Einzelne vollendet war und dessen malerische Qualitäten ihm noch bedeutender dünkten.

Bei der Mahlzeit sprach der Kastellan mit erstaunlicher Sachkunde von der Galerie und erzählte viel von den letzten Hardeggs, die er, schon seit vielen Jahren im Schloß, gut kannte. Als sie bei Wein und Zigarren saßen, hielt Hutt die Frage nicht mehr zurück, ob das Pastell Etta Hardeggs von dem Galeriebild kopiert und nach der Phantasie ergänzt oder eine selbständige Schöpfung und wer der Maler wäre. Er bat das Bild von der Wand nehmen zu dürfen und betrachtete es gründlich. Bei kräftiger, fester Zeichnung waren die Farben weich und zart wie mit feinstem Pinsel hingestrichen. Der Ausdruck in den Augen war sanfter, hingebender, süßer als auf dem Ölbild. Das ganze Bild atmete ein Leben, das sprach, rührte, ergriff. Hutt stieß einen Ruf der Genugtuung aus, als er zwischen den Falten des grünen Seidenschals der jungen Gräfin zwei Buchstaben: H. L. und auf der Rückseite Zahlen entdeckte: 17. 5. 82.

Von Hutts Fragen beschüttet, rauchte der Kastellan stumm ein Weilchen, ehe er sprach. Der Name des Malers war Heino Lühn, Sohn eines früheren Kastellans auf Schloß Hardegg. Er hatte viel für die umliegenden Schlösser gemalt, das Pastellbild, Skizze für das Ölbild am 17. Mai 1882 mit anderen Werken in der Wohnung seines Vaters zurückgelassen. Es kam erst nach dem Tode der Gräfin ans Licht. Sie selbst war neunzehnjährig mit dem Grafen Viktor von Hardegg-Buchstein verheiratet und schon im nächsten Jahre von einer Lungenentzündung fortgerafft worden. Nicht ohne eigene Schuld, denn sie hatte nach durchtanztem Ball und kurzem heftigen Streit mit ihrem Gatten, nur in einen leichten Mantel gehüllt, die Heimfahrt nach dem drei Stunden abliegenden Buchstein in offenem Wagen in kalter Nacht zurückgelegt.

Hutt, auf das Bild blickend, fragte, ob sein Wirt ihm sagen könne, warum das Galeriebild nicht vollendet worden. Es war daran ja nur noch wenig zu tun. „Diese Augen und Lippen erzählen eine Geschichte. Die Dinge liegen weit zurück, und meiner Verschwiegenheit können Sie sicher sein!"

Der Kastellan sah Hutt prüfend an, nickte und erzählte: „Heino Lühn, etwas älter als Etta, wuchs mit ihr auf. Geselligkeit wurde unter Graf Egon, ihrem Vater, nicht gepflegt. Er liebte nicht die Menschen, sammelte eifrig Kunstschätze und Bücher. Seine früh verstorbene Frau hatte ihm zwei Kinder hinterlassen. Der Sohn wurde für die militärische Laufbahn in einem adligen Institut vorbereitet, die Tochter blieb im Schloß mit Erzieherinnen und Lehrern. Es gab nur spärliche Pflichtbesuche auf den umliegenden Schlössern, und das einsame Leben führte die beiden jungen Menschen immer enger zusammen. Niemand nahm Anstoß daran, bestand doch eine unübersteigbare Schranke zwischen ihnen. Äußerlich wurden die Formen gewahrt. Er nannte sie Komtesse, sie ihn Herrn Heino. Aber wenn sie allein waren, hieß es Etta, Heino und Du. Sie nahmen das Leben, das sie führten, hin, als würde es immer so währen. Heino, dessen künstlerische Talente sich früh zeigten, konnte sich in der nahen Stadt bei einem alten tüchtigen Maler ausbilden, der Besuch einer Akademie hätte ihn von Etta getrennt.

Als sie Achtzehn geworden, gab es ein Rätselraten, wer sie heimführen würde. Es gab Freier genug, glänzende Partien, aber sie wurden, als sie unter allerlei Vorwänden kamen, so kühl aufgenommen, daß sie nicht wiederkehrten. Nur Graf Viktor von der Linie Hardegg-Buchstein, vierundzwanzig, forsch, flott, geldbedürftig, blieb standhaft, übersah Kühle und Zurückhaltung und fand bald das Hindernis: Heino Lühn. Er unterschätzte es nicht, studierte die Lage und schrieb an Ettas Bruder Klaus. Dieser erschien unerwartet zu längerem Aufenthalt, erkannte die Richtigkeit der Schilderung Viktors und sprach mit seinem Vater.

Graf Egon, der Heino gern hatte, lächelte: „Kinderfreundschaft!" Etta erkannte die drohende Gefahr, wurde vorsichtiger, doch nicht vorsichtig genug. Ein zweiter Appell an den alten Grafen, mit erlauschten „Beweisen" belegt, fand ernstes Gehör. Es gab zwischen Vater und Tochter eine Szene, das Idyll fand ein jähes Ende. Dem Kastellan wurde befohlen, seinen Sohn auf eine Akademie zu schicken. Die Mittel erhielt er zur Verfügung gestellt. Seine Abreise sollte rasch erfolgen.

Für beide aber stand fest, daß sie sich vorher noch sehen würden. Heino hatte das Pastellbild Ettas vollendet und das Ölbild begonnen, das sein Meisterstück werden sollte. Und Etta wollte dies Bild, *ihr* Bild, wie sie sagte. Sie fanden, trotz Wachen und Spähern, eine Möglichkeit, sich zu verständigen, und eines Nachmittags, als Klaus und Viktor zur Jagd waren, kam Heino unbemerkt ins Schloß und auf Ettas Zimmer. Die Tür wurde versperrt. Er malte. Sie hatten sich Wochen lang nur von fern gesehen. Jetzt waren sie sich wieder nah und allein. Und in dieser Stunde des Abschieds wurden sie sich vollends über die Gefühle klar, die so lange in ihnen geschlafen hatten. Wie ein Sturm kam die Liebe über sie, sie vergaßen alles um sich, und die Stunden flogen. Sie spannen abenteuerliche Pläne von Vereinigung und Flucht. Es dunkelte, ohne daß sie es merkten, und plötzlich wurden rasche Schritte hörbar und Stimmen an der Tür: „Etta!" „Komteß!" Klopfen.

Etta, erblassend, verbarg rasch Bild und Malgerät. Der Weg über den Balkon war der einzige für Heino hinaus, ein Sprung von zwölf Metern in den Park hinab. In der Not mußte er gewagt werden. Wieder Klopfen. Als Etta öffnete, war Heino fort.

„Kopfweh, Etta?" fragte Klaus. „Hinaus in die Luft, Komteß!" Viktor stieß die Balkontür auf. Vier scharfe Augen lagen auf Ettas blassem Gesicht. Sie trat hinaus. Die beiden folgten ihr.

Der Balkon war leer. Die Herren erzählten von der Jagd, Etta warf hin und wieder ein Wort dazwischen. Heino hing indes mit erstarrenden Händen unter dem Balkon. Als sie nach Minuten, die ihm Ewigkeiten dünkten, den Balkon verließen, und er hinter ihnen die Zimmertür schließen hörte, wollte er sich wieder aufwärts schwingen, aber es gelang ihm nicht. Er stürzte ab, schleppte sich aber mit einem gebrochenen Bein unbemerkt durch den Park nach Hause. Er fand für seinen Unfall eine Erklärung und blieb lange ans Krankenbett gefesselt. Als er von ihm aufstand, war Etta fort, zu Verwandten.

Sie sahen sich nicht mehr wieder. Darum wurde das Bild nicht zu Ende gemalt", schloß der Kastellan nach einer Weile. „Es kam erst nach Jahren in die Galerie. Es gab kein anderes Bild der Gräfin Etta. Darum nahm man dieses, das man nach ihrem Tod in einer versteckten Mappe fand. Der alte Graf hängte es noch selbst in die Galerie."

Der Kastellan entzündete seine erloschene Zigarre, trank sein Glas leer, stand auf und brachte das Bild wieder zurück. Und während er auf den Stock gestützt hinkend zur Wand schritt, durchfuhr es Hutt: Heino Lühn hatte ihm seine eigene Geschichte erzählt.

Eine afrikanische Elefantenjagd.

Erlebnis von **E. Kellmann.**

In den mit Negerhirse und Mais reich bestellten Feldern der Ortschaften am oberen Mwesi, im Süden von Deutsch-Ostafrika, richteten Elefanten großen Schaden an. Die wenigen Eingeborenenjäger dieser Gegend getrauten sich mit ihren Vorderladern nicht den riesigen Dickhäutern zu Leibe zu gehen. Vergeblich versuchten die schwer geschädigten Leute durch gemeinsames Lärmen und Schreien die plumpen Tiere aus ihren Pflanzungen zu vertreiben. Da ich den teuren sogenannten „großen Jagdschein" des Gouvernements, der allein zum Abschuß eines starken Elefantenbullen berechtigte, nicht besaß, riet ich den am meisten Bedrängten, die Felder vorzeitig abzuernten und die Vorräte in ihren Hütten aufzustapeln. Ich vermutete, die etwa 40 Tiere starke Herde würde, sobald ein Teil der Felder erst leer wäre, nach anderen Gegenden abziehen. Aber die gewaltigen Rüsseltiere blieben da. Gar bald hatten sie mit ihrer außerordentlich feinen Witterung den Aufbewahrungsort ihres Lieblingsfutters aufgespürt. Sie rissen die nur leicht gebauten Hütten einfach ein, indem sie die Dächer mühelos abdeckten. Dann holten sie mit dem langen Greifer von den aufgespeicherten Erntemengen so viel heraus, wie sie zur Sättigung des unförmlichen Leibes benötigten. Ein sehr beherzter Neger, der durch besonders geräuschvolles Schlagen mit einem Stein gegen eine leere Petroleumkanne einen der frechen Kolosse von seinem Hause zu verscheuchen versuchte, wurde von dem dadurch wütend gewordenen Tiere angegriffen und in seiner eigenen Hütte getötet.

Das war mir nun doch zu toll; ich sandte einen entsprechenden Bericht zur Küste und erhielt daraufhin die Weisung, drei große Leittiere abzuschießen. Die Zähne der von mir erlegten Elefanten waren selbstverständlich Regierungseigentum. — Schnell waren die für die Jagdkarawane benötigten Träger herbei gerufen und dann wurde der Marsch nach dem drei Tage von meiner Station Tunduru entfernten Gebiet angetreten. Da die Eingeborenen übereinstimmend aussagten, daß die Herde nur nachts nach den Pflanzungen käme und bei Tagesanbruch sich regelmäßig wieder ins Gebüsch zurückzöge, setzte ich mich abends in einem geeigneten Baume an. Von meinem Hochsitz, der sehr günstig zur Windrichtung gewählt war, hatte ich gutes Sicht- und Schußfeld. Leider verbarg sich aber der Mond bald hinter dunklen Wolken und kam während der ganzen Nacht nicht mehr zum Vorschein. Allzu langsam schlichen daher die Stunden in der fast völligen Dunkelheit dahin. Der anfänglich noch erträgliche Sitzplatz wurde immer unbequemer. Dazu quälten mich fortwährend blutgierige Stechmücken verschiedener Größe. Von den mit Spannung erwarteten Dickhäutern war noch nichts wahrzunehmen, obgleich Mitternacht bereits vorüber war. Öfters schloß ich vorMüdigkeit die Augen, wachte aber bei dem geringsten Geräusch gleich wieder auf. Der Hochsitz wurde mir immer lästiger und ich fing schon an, die ganze Elefantenjagd zu verwünschen.

Endlich kurz nach 1 Uhr künden die charakteristischen Trompetentöne in der Ferne an, daß die Herde im Anzuge ist. Im nahen Buschwald knacken Zweige, das Unterholz prasselt. Hin und wieder fallen abgebrochene Äste, umgeknickte oder ausgerissene Bäume mit dumpfem Aufschlag zu Boden. Am zunehmenden Getöse kann ich deutlich die Annäherung der Tiere erkennen. Jetzt sind sie in der vor mir liegenden Pflanzung, und nun ganz in meiner Nähe. Vergeblich versuche ich das Dunkel der Nacht zu durchdringen. Ich kann trotz angestrengtesten Spähens keines der sich fast lautlos fortbewegenden Riesentiere ausfindig machen. Nur das Geräusch der bündelweise ausgerissenen Negerhirse, das Aufschlagen der riesigen Ohrdeckel und das eigentümliche, dumpf kollernde Verdauungsgeknurre verraten ihre Anwesenheit und den jeweiligen Standplatz. — Mit größter Ungeduld erwarte ich den Tagesanbruch. Endlich erscheint ein bleiches Licht am östlichen Himmel. Über den Baumspitzen zeigt sich der erste, blasse Schein, verbreitert sich nach oben und unten und verwandelt sich bald in ein lohfarbenes Gelb. Die wenigen Sterne verlöschen einer nach dem anderen. Jetzt kann ich auch die Umrisse der grauschwarzen Riesenkörper in der feuchten, diesigen Morgenluft schwach erkennen. Da packt mich das Jagdfieber, auf einmal ist jede Unbequemlichkeit meines Sitzplatzes vergessen und alle Müdigkeit verflogen. Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolge ich die Bewegungen der gewaltigen Dickhäuter. Noch habe ich aber kein Büchsenlicht. Erst als die Sonne sich wie ein großer weißer, zitternder Feuerball hinter den Bäumen zeigt und der Nebel wie feiner Seidenflor vom Boden aufgestiegen ist, kann ich die mächtigen Tiere genauer erkennen. Jetzt gilt es schnell den Leitelefanten ausfindig zu machen, bevor die Herde in den nahen Buschwald hinüber wechselt. Ich mustere genau die Herde, kann aber keinen Führer unter den fast gleich groß erscheinenden Vielhufern erkennen. Da zeigt sich der Umriß eines auffallend großen Tieres. Deutlich ragen die langen, gelbweißen Stoßzähne aus dem massigen Schädel hervor. Das ist entschieden ein Bulle, und zwar, wie es scheint, der größte in der Herde. Er wird daher aufs Korn genommen, und gerade als die fenstergroßen Gehöre einen Augenblick quergestellt sind, kracht der Schuß meiner Pirschbüchse. Weithin hallt das Echo in der Morgendämmerung. Der schwere Bulle bricht im Feuer zusammen, kommt aber wieder hoch und folgt der flüchtigen Herde, die unter tosendem Krachen durch den nahen Buschwald dahin fegt.

Einen Augenblick hält mich das fesselnde, urwüchsige Bild gefangen. Dann gleite ich rasch am Baumstamm zu Boden und folge, so schnell das hohe Mtamafeld es gestattet, dem fraglos gut getroffenen, schwerverwundeten Kapitalen. Der Trägerführer Boymanda kommt hinter mir her gelaufen. Bald haben wir die Stelle erreicht, wo der Bulle nach dem Schuß gestürzt war. „Sehr viel Blut!" ruft Boymanda freudig aus. Dann eilen wir auf der nicht zu verfehlenden Fährte weiter und sind bald in dem mit über mannshohem Grase bestandenen Miombowald. Umgeknickte Stämme, niedergetretenes Unterholz bezeichnen den unverkennbaren Weg der Urwaldriesen. Hin und wieder sehen wir deutlich Spuren des Schwerverwundeten. Nun trennt sich seine Fährte fast rechtwinklich von denen der übrigen Herde und führt durch eine sumpfige Niederung mit dichtem Unterbusch. Vorsichtig folgen wir jetzt dem Todgeweihten. Plötzlich zupft Boymanda mich am Ärmel. „Der da, Herr!" und zeigt aufgeregt nach vorne, links seitwärts der bisherigen Richtung. Atemlos bleibe ich stehen und blicke nach der angegebenen Stelle. Da sehe ich den gewaltigen Bullen, kaum zehn Schritte von mir entfernt, an einen Baumstamm gelehnt stehen. Das massige, runzlige Haupt mit den über meterlangen Stoßzähnen hat er auf eine Astgabelung gestützt. Aus den verhältnismäßig kleinen Augen rinnen große Tränen herab, der ganze Riesenleib zittert. Schritt für Schritt pürsche ich mich katzenartig, mit schußbereiter Büchse, noch etwas näher heran — ein nervenspannender Augenblick. Dann wird der Schwerkranke durch einen Gehirntreffer auf sechs Meter Entfernung schnell von seinem Leiden befreit. Röhrend bricht der Urwaldrecke nieder und verendet.

Staunend und ergriffen stehe ich kleiner Mensch einen Augenblick still vor der Größe dieses wahrhaft riesenhaften Wildes. Dann aber werde ich von dem jubelnden Freudengeschrei des getreuen Boymanda mitgerissen, der sich mit Eifer den drehrunden und stark beborsteten Schwanz — eine begehrte Siegesbeute — mit seinem Gürtelmesser absäbelt, und bewundere in aufrichtiger Weidmannsfreude die ungeheuren Maße des Kapitalen, besonders die mächtigen Stoßzähne, die aus dem meterbreiten Schädel heraus ragen.

Lustige Rundschau



* **Der Bettler.** Der Kaufmann Baradicopulos aus Athen hatte alle paar Monate in Konstantinopel geschäftlich zu tun. Jedesmal gab er dem Bettler am Bahnhofsausgang einige Piaster. Neulich musterte er nun erstaunt den Bettler, der gerade angehinkt kam, um seinen gewohnten Platz einzunehmen. „Freundchen", fragte der Kaufmann, „wie kommt es, daß jetzt dein linkes Bein lahm ist und schlaff herunterhängt? Vor zwei Monaten war es doch noch dein rechtes, wenn ich nicht irre?" — Allah verhüte, daß der Herr sich irre", krächzte der Bettler, „aber seht selbst ein, erlauchter Wohltäter, daß ich auch einmal den anderen Schuh abnutzen muß . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.